



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Treitschke, Richard: Adolph Schmidt's Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit etc. : (geschrieben kurz vor der deutschen Revolution.) : (Schluß.)

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Adolph Schmidt's

Geschichte der Denk- und Glaubensfreiheit etc.

(Geschrieben kurz vor der deutschen Revolution.)

(Schluß.)

Wir glauben einigermaßen einen Ueber- und Durchblick des Werkes gegeben zu haben. Es leuchtet wohl ein, daß hier eine Schilderung auf einander folgender und ruhig und unmerklich sich auseinander entwickelnder Zustände gegeben ist; daß es sich nicht selten um das Schwierigste handelt, nämlich jene dauernden, in weite Zeitstrecken hinreichenden und langsam sich fortbewegenden Momente, die man Alterthümer nennt, den Augen der Leser deutlich in ihrer Flüssigkeit zu zeigen. Und wir nehmen nicht Anstand, nachdem wir die Arbeit gewissenhaft und theilweise ganz genau geprüft, dies Buch als ein Werk der fleißigsten Forschung und der überlegtesten Behandlung zu bezeichnen. Wie das Ganze durch erhellende und erwärmende Gedankenblitze belebt werde, haben wir angedeutet. Wir hätten aber des vortrefflichen Einzelnen noch weit mehr herausheben können. So bildet unstreitig das 8. Cap. über die Belletristik in seiner Gründlichkeit, Lebendigkeit und Deutlichkeit einen Glanzpunkt. Aber noch mehr als dies bedeutet das 5. Cap. über den literarischen Verkehr u. s. w., das voll von neuen Aufschlüssen und Ergebnissen und uns an und für sich ein kleines Meisterstück historischer Kritik erscheint. Von Speciellerem zu reden, gibt z. B. die scharfe Charakterzeichnung des Tacitus (S. 230) ein unwiderlegliches Zeugniß von der Fähigkeit des Verfassers, sich so recht in jene Stimmungen hineinzufühlen. Ganz dasselbe gilt auch vom Leben des Thrasea Pätus (S. 352 ff.). Das hindert uns indes nicht gewisse Mängel und Lücken, die man ihm auch anderwärts vorgeworfen, nicht in Abrede zu stellen. So bekennen wir mit den Schwegler'schen Jahrbüchern (Septemberheft 1847) übereinzustimmen, wenn dort eine gewisse Vollständigkeit vermißt wird in Ausführung der Arten der Denkfreiheit und des Gedankenzwanges, wie namentlich in Bezug auf Mönch und Pöpsel; auch finden wir den Proselytismus nicht gehörig hervorgehoben. Es ist in der That wohl mancherlei dahin Gehöriges anzutreffen, nur scheint es uns nicht mit gleichförmiger Aufmerksamkeit behandelt. Auch dünkt uns der vorausgehende historische Ueberblick etwas dürftig und nicht ganz

genau. Wir müssen daher gleichfalls mit dem Recensenten in den Jahrbüchern daran Anstoß nehmen, daß für das Morgenland das freie Denken unbedingt als eine Unmöglichkeit erklärt, Griechenland dagegen die unbedingte Denkfreiheit zuerkannt wird, da uns ja nothwendig der Gedanke an die jüdischen Propheten und an den Geistesdruck in Sparta kommen muß. Außerdem hätten wir wohl noch manches Kleine auf dem Herzen. Z. B. wünschte ich, der Verfasser hätte dem zur Charakteristik jener Zeit unstreitig höchst bedeutsamen Dvid, dessen moralischer Charakter von ihm selbst (S. 292) über Horaz und Propertius gestellt wird, die gleiche Ausführlichkeit wie diesen beiden angedeihen lassen.

Allein wir halten alle diese Ausstellungen in Betracht des Geleisteten doch nur für Kleinigkeiten. Der Grund des Plans sowohl als der Ausführung erscheint uns unangreifbar. Denn — man kann es nicht genug wiederholen — die Fackel des Verständnisses seiner Gegenwart mit ihren Bedürfnissen hat den Geschichtsschreiber in der Vergangenheit auf die rechten Pfade geleuchtet. Dies prägt sich auch in der ganzen Darstellung aus, wodurch denn das Werk mit einem frischen, ihm durchaus eigenthümlichen Reize angethan erscheint. Hier kommen wir nun freilich in den Fall, eben das an dem Buche am meisten zu rühmen, was Andere mit dem heftigsten Tadel verfolgen zu müssen geglaubt: das sogenannte Modernisiren nämlich. Wir bekennen: so ist es uns eben recht. Wir fordern es sogar, daß der Geschichtsschreiber das „Alterthum fruchtbar mache, daß es warm und voll an uns herantrete.“ Wer über den Tacitus selbst historisch mit zu berichten hat, kann eine Periode nicht auf eine Weise beschreiben, wie es Tacitus gethan, der sie zum Theil selbst mit erlebt hat. Wir haben von unserm Standpunkte aus jetzt weit andere Dinge zu sehen und zu erkennen, weit andere Räthsel zu lösen, die für jenen großen Geschichtsschreiber noch nicht vorhanden waren. — Wenn also der Verfasser (S. 225) vom Jungstoicismus spricht, so ist das ganz gut und wir nennen das: Lehren und begreiflich machen. Wenn es heißt: „Plato suchte das Heil wesentlich auf communistischen Wegen“ — so wüßten wir nicht, wie man sich treffender ausdrücken könnte. Wenn er ferner (S. 262) vom „frivolen Offiziercorps“ redet und die Staatsreligion „Kirche“ und die Priester nach Pers. 215 „Diäwanste“ nennt, so finden wir das sehr richtig, sehr verdeutlicht, sehr gut. — Was kann man denn auch dafür, wenn Einem bei Schilderung der Lex Julia et Papia Poppaea (S. 300) das gleich ohnmächtige preussische Ehegesetz einfallen muß?!

Aber was rede ich viel, um zu empfehlen, was sich von selbst empfiehlt! Ist es doch nur die „Literarische Zeitung“ welche (Nr. 38 und 40, 1847) als ein der Wissenschaft unwürdiges Organ, unter andern Kunstgriffen hauptsächlich sich jenes schwächlichen Vorwurfs bedient hat, um (aus leicht durchscheinenden Motiven) unser Buch bei dem Publikum zu verdächtigen. — Ueber jene sogenannte Recension fühlen wir uns im Interesse der Wahrheit und des Guten gedrungen, einige

Worte beizufügen. Kein Wunder zwar, daß sich ein Dunkelmann, wie der Recensent, an der ewigen Wahrheit der Geschichte ärgert, — sind doch in Rußland die Geschichtswerke des Tacitus verboten. Aber die offenbare und blinde Bös- willigkeit jenes halb kleinmeisterisch kritisirenden, halb denunciirenden Geschreibes, womit man das Buch vor Laien und Gelehrten zu vernichten sich abmüht, ist vielleicht nur in unsern Tagen eine Möglichkeit. Der Recensent scheint gar nicht zu ahnen, daß er mit seinem vermeintlichen Haupttadel: das Buch sei geschrieben, um zwischen den Zeilen gelesen zu werden, vor der vernünftigen Welt nur das bewirkt, daß man auch ihn sammt Seinesgleichen und was sie im Schilde führen, recht gut aus seinen eigenen Zeilen herausliest? Aber dennoch erachten wir uns verpflichtet, um der ganz Ungelehrten willen und in Rücksicht auf unsere Zeit, wo die Schreier so oft der großen Masse imponiren, einige jener Ausstellungen zur Probe zu geben. Noch ein anderer Grund bewegt uns dazu. Es ist dem Recensenten (wie es uns scheint) etwa ein oder zweimal gelungen, in gewissen Einzelheiten dem Verfasser einen Fehler nachzuweisen; womit er denn nach seiner Art sich des vollen Rechts rühmt, das Ganze als unwissenschaftlich zu verdammen.

„Auf unerhört großartige Weise sei die römische Geschichte durch den Verfasser gefälscht“ — dies aber vorzüglich darum, weil das religiöse Bewußtsein bei den Alten von dem nationalen gar nicht verschieden gewesen. Deshalb sei auch kein Glaubenszwang möglich gewesen. Die philosophischen Lehren des Alterthums seien nichts weniger als eine neue Religion gewesen. Uebrigens hätten die Machthaber nur das Praktische zu fürchten. — Wie sophistisch! — Findet sich denn im Alterthum eine rein nationale Religion? Nein! der Polytheismus ist das Gemeinsame. National war die Religion bei den verschiedenen Völkern wohl auch, wie es ja überhaupt nie anders sein kann, und wie auch die christliche Kirche im Mittelalter es war, wo man eine deutsche, französische und englische Kirche mit Recht unterscheidet. Die philosophischen Lehren waren allerdings keine neue Religion, als welche immer nur allmählig aus dem Leben entstehen kann, von dem sie geschichtlich offenbart wird. So entstand früher der Polytheismus, so keimte damals das Christenthum auf. Jene Philosophien hingegen konnten ihrer Natur nach nicht anders als negativ sein. Aber zugleich waren sie vorbereitend und bedeuteten eine gänzliche Umwälzung der gesammten menschlichen Denkweise; sie waren daher die Vorboten einer neuen positiven Religion. — Es ist auch zuzugeben, daß, wenn irgend wo, dem praktischen Römer- volke Staat und Kirche Eins und dasselbe, daß ihnen politisches und religiöses Bewußtsein auf das engste verbunden war. Aber um so gewisser war deshalb im politischen Despotismus zugleich der kirchliche enthalten; sie waren Eins und einig. Und will etwa Recensent im Ernste behaupten, daß auch der politische Freiheitsdrang den Zwingherrn nicht praktisch und nicht fürchtenswerth erschienen? Das wäre doch ein wenig lächerlich.

Recensent spöttelt über die Ansicht des Verfassers, daß er die von ihm behandelte Periode „eine Uebergangsperiode großer idealer Entwicklung nennt.“ Auch wir sind der Meinung und haben nichts zu entgegenen, als das derjenige, dem das nicht so vorkommt, wenig das Panorama der Universalgeschichte, die Geschichte im Ganzen und Großen betrachtet zu haben scheint.

Recensent ruft empört aus: „Wie kann man unsrer Zeit die Schmach antun, sie mit dem saeculum corruptissimum zu vergleichen? Darauf ist ruhig zu antworten: Die Geschichtschreibung hat keine Sympathien und Antipathien. Sie weiß zwar, daß nichts genau so wieder geschieht, was einmal geschehn, aber Aehnlichkeit findet sie viel, wie sehr auch die Erscheinungen dem Grade und der Modalität nach verschieden; überall bemerkt sie die Einheit in der Mannigfaltigkeit, und nur, indem sie darauf hinweist, vermag sie fruchtbringend zu lehren. — Recensent scheint wirklich gar nicht zu ahnen, was menschlich ewig in der Weltgeschichte ist, noch, daß gewisse sittliche Grundforderungen für alle Zeiten und Verhältnisse gelten. Er sagt z. B.: daß solche Forderungen (der Lehrfreiheit u. s. w.) den römischen Despoten gegenüber lächerlich erscheinen, fühle ein Jeder (!) Ueberhaupt liebt er es sehr, sich auf das Gefühl zu berufen und mit demselben zu beweisen. Denn triviale Phrasen, als: „wo es Sklaven gibt, gibt es auch Despoten“ können unmöglich für Beweise gelten. — Die Anschauung Schmidt's, daß noch viel Herrliches im Heidenthum gewesen, das durch den Despotismus in seiner Blüthe unterdrückt worden, ist ihm entsetzlich. Wir bekennen uns zu der nämlichen Ansicht. Wir meinen, die Keime des Christenthums, das auch ein Zeichen jener Zeit war, ja das größte und stärkste, hätten sich vielleicht frischer und lebensvoller entfaltet, als unter den obwaltenden Umständen möglich war. — Wenn Recensent ferner aufstellt: nur durch die Soldatenmacht habe der Despotismus sich erhalten, nicht durch die orthodoxe Religion — so hat das in der That einen Schein für sich. Aber man könnte doch auch erwidern: Wie aber? wenn das aufgeklärte Volk sich aufgerafft hätte, wenn patriotische Begeisterung die Bürger wieder zu Soldaten und die Soldaten wieder zu Bürgern gemacht hätte?! —

23 Nun einiges Einzelne. — Zuvörderst (um dem Recensenten zu zeigen, daß wir gerecht) merken wir an, daß auch uns der Verfasser in der Erklärung jener Stelle aus Acta App. (28. 16.) zu irren scheint und daß wir den Paulus nicht bloß unter polizeilicher Aufsicht, sondern für angeschmiedet halten. So kommt es uns vor, wir weisen indeß die Möglichkeit, unsrerseits geirrt zu haben, nicht ab. — S. 421 citirt aber Schmidt eine Stelle aus Suetons Buch de claris rhetoribus, damit zu bewahrheiten, daß man in den Schulen häufig sehr rationalistisch gedacht. „Saepe fabulis fidem firmare, aut historiis demere (quod genus *ἱστορίας* et *ἀνασκηνῶς* et *κατασκηνῶς* Graeci vocant).“ — Diese letzte Parenthese hat Schmidt weggelassen. Das legt ihm nun der Recensent, kleinlich genug, als eine

unredliche Schlaueheit aus. Denn durch jenen Beisatz ergebe sich ja, daß nur von bloßen rhetorischen Uebungen die Rede sei. Nun Schmidt hat sich wohl auch nicht erkühnt, das verhehlen zu wollen, wie es seine Worte jedem Unbefangenen bezeugen; er will an jener Stelle zunächst von nichts, als von rhetorischen Uebungen sprechen. Aber die Sache bleibt dennoch dieselbe. Denn daß man auf der Schule in solcher Weise sich exercirte, zeugt doch mindestens von großem religiösen Indifferentismus. Als wenn übrigens der Verfasser den mehr und mehr um sich greifenden Rationalismus nicht auch sonst noch durch andere Citate genugsam belegt hätte! (z. B. S. 331 die Meinungen über die Egeria). — In ähnlicher Art krittelt Recensent das Citat aus Juvenal (2. 3.) auf: „Qui Curios simulant et Bacchanalia vivunt,“ worin Schmidt mit Recht Heuchelei bezeichnet glaubt. Hier sei von keiner Religion die Rede! sagt er. Von christlicher Religion freilich nicht. Aber wir meinen, in der Nachahmung des Curius liegt neben der Genügsamkeit die alte römische Sitte überhaupt, welche nie ohne Frömmigkeit bestand. Was will denn der Recensent? Steift er sich doch sonst so sehr auf die Meinung, daß nationales und religiöses Bewußtsein dem Römer nicht verschieden war?! — Ganz ebenso erbittert er sich ferner über S. 307 und 308, wo der Verfasser, Juvenal folgend, den Weibern mit ihrer Unzüchtigkeit Hang zu abergläubischer Frömmelheit schuld gibt. Recensent will aber wissen, Juvenal stellte nie Unzucht und Heuchelei in einem weiblichen Individuum zusammen dar, er zeige bloß, einige Weiber seien unzüchtig, einige heuchlerisch. Es ist wirklich, als ob sich der Recensent vor der Bestätigung muckerischer Thatfachen fürchte. Und diese Dinge sind doch zu allen Zeiten vorgekommen, und ihr psychologischer Grund so durchsichtig. Im Uebrigen verräth er ein sehr schwaches Verständniß der innerlich sehr unter sich zusammenhängenden Genregemälde des römischen Meisters. Unmöglich kann er den ganzen Juvenal mit Aufmerksamkeit gelesen haben! Er vergleiche nur einstweilen Sat. 6 B. 529. 605. 538. 557. Wem aber das im Allgemeinen nicht genug schlagender Beweis für das Bestehen der Scheinheiligkeit sein sollte, der denke nur an die Persönlichkeiten des Bellejus und des Valerius Maximus, deren Bilder der Verfasser so trefflich abgezeichnet hat (S. 330 und 334). — Einen andern Widerspruch wähnt Recensent dem Verfasser nachgewiesen zu haben, indem er die von Tigellinus verfolgten Stoiker Offenbarungsgläubige nennt (S. 346 ff.) als welche sie ja doch, nach des Verfassers Ansicht, der princeps und seine Rathgeber nicht hätten verfolgen können. Das ist aber geradezu Unwissenheit. Denn wenn irgend eine philosophische Sekte in ihrem Verhältnisse zur Religion mit unsern heutigen Rationalisten verglichen werden kann, so ist es gewiß diese. Auch Schmidt sagt nichts anders (vgl. S. 216). — Einen entsetzlichen Lärm endlich macht der Recensent über Schmidts Erzählung vom Tode des Pätus nach Tacitus. Man kann es aber ruhig jedem unparteiischen Beurtheiler überlassen, zu bestimmen: ob wirklich in irgend einem Punkte der Text

des Tacitus verfälscht ist, oder ob nicht blos das manchem heutigen Leser Dunklere lebendiger gemacht worden! —

So viel scheint zu genügen. Es ist ungefähr das, was von den Aus- und Aufstellungen der literarischen Zeitung eine Art von Schein hat. Wir fordern indeß jeden Berufenen auf, das Uebrige nachzulesen. Alle leidenschaftlichen und persönlichen Ausfälle haben wir übergangen, wie billig.

Aber ich kann nicht umhin zum Schlusse noch einige Stellen aus dem Buche hier beizufügen. Sie sind fast gleichen Inhalts. Sie sind wiederholte ernste Mahnungen, welche sich dem Verfasser bei getreulicher Betrachtung der fortlaufenden Geschichte von Zeit zu Zeit immer wieder jedesmal wie neugewonnen und dadurch mehr und mehr sich bestätigend, ungesucht von selbst aufdrängen. Sie mögen aber zugleich dem künftigen Leser ein Zeugniß sein, welches Geistes der Geschichtschreiber ist, den er vor sich hat.

Die Geschichte spricht zu ihm S. 170:

„Freilich ist jedes religiöse Prinzip, und also auch das heidnische, ein Bestandtheil des Wahren, so lange nämlich alle übrigen geistigen Entwicklungen des Menschen demselben harmonisch entsprechen; aber eben dieses Wahre wird auch wieder zu einem Unwahren, das einem neuen Principe allmählig weichen muß, sobald jenes harmonische Verhältnis zu der Gesamtbildung des Geistes sich in eine Disharmonie auflöst. Denn die Wahrheit ist zwar eine ewige, gleichwie die Gottheit; aber die irdischen Bestandtheile des Wahren entfalten sich in der Zeit und wechseln wie die Generationen des Menschen.“

Ferner S. 179:

„Der moralisch ethische Gesichtspunkt nur kann den stets so eifrig moralisirenden Plutarch, der doch selbst als Philosoph den sinnlichen Vorstellungen des Heidenthums nicht blindergeben war, dazu vermocht haben, Cuhemerus als den Zerstörer des Glaubens eben so entschieden zu verdammen, wie ihn nachmals die Kirchenväter priesen. Denn so leicht wandelt sich das Urtheil der Welt über eine Weile in das gerade Gegentheil um, und nur zu oft wird das erste „Schuldig“ der Mitwelt in zweiter Instanz von der Zukunft cassirt.“

Ferner S. 190:

„Das aber erscheint als der höchste Widerspruch gegen die Vernunft, wenn die Macht die Keime des Neuen zwar wahrnimmt, aber von dieser Wahrnehmung gleich wie von einem Gespenste aus der epikureischen Seligkeit der Ruhe aufgeschreckt, nur deshalb zur Thätigkeit sich emporrichtet, um die frischen Triebe gleich wucherndem Unkraut auszuwoben. Wohl der Menschheit, daß die Geschichte jederzeit solche Widersprüche aufhebt und frei macht, was der Augenblick bindet! Der heidnische Rationalismus und das Christenthum galten als Seuche und als Gift der Neuerung, weil jener die Pflugschaar, dieses das Saatkorn der neuen Zukunft war; doch die Geschichte hat die Seuche in ein Heil der Erde, das Gift in Mark und Blut der Völker umgewandelt und die Nachwelt hat gezeugt, was die Mitwelt verfluchte. Das ist das Schicksal aller Prinzipien, aller Wendepunkte in der Entwicklung des Geistes, von denen sich kein Sterblicher vermessen sollte, den letzten erschauen zu wollen; und doch ist aller geistige Zwang nur eine Folge solcher

Vermessenheit: immer will man das Bestehende und Herkömmliche bannen, als ob es das Letzte und Ewige sei."

Solche sind die Hauptresultate der Schmidt'schen Arbeit. —

Dresden, im Februar 1848.

Richard Treitschke.

Vorstehendes war geschrieben kurz vor dem Ausbruche der deutschen Revolution und vor dem Sturze der Censur. Jetzt hätte es wohl nicht des vielen Redens gebraucht! Doch halte ich meine Recension für ein dienliches Hilfsmittel zur Erkenntniß der bodenlosen deutschen Jammerzustände von gestern, welche jedoch unter dem Dämmerhorizonte mehr gefühlt als von Allen ganz durchschaut werden konnten, welche sich uns heute aber mit dem plötzlich hereinbrechenden Lichte als die abscheulichsten Fragen darstellen. — Das Gold des Schmidt'schen Buchs bleibt aber und kommt nun erst recht zu Tage. Leset es jetzt, Ihr lernt daraus noch mehr, als Euch die letzte Zeit gelehrt. Es war und ist noch ein prophetisches Buch! —

H. C.